

Gabriella Baumann-von Arx

Ein Mann weint nicht

Die Geschichte des Junior B. Manizao

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

«Ich habe die Hoffnung, dass wir eines Tages wirklich begreifen,
dass Hass tötet. Es ist die Liebe, die uns Leben schenkt.»

Junior B. Manizao

Inhalt

- 9 Vorwort

- 17 Ein Mann weint nicht

- 40 Ma Suisse
- 42 Meine Schweiz

- 53 Le Passage
- 56 Die Durchreise

- 68 La clef autour du cou
- 70 Schlüsselkind

- 120 Prise de conscience
- 123 Erkenntnis

- 136 Mon Etoile filante
- 139 Meine Sternschnuppe

- 152 C'est fini
- 155 Es ist vorbei



Der Teil des afrikanischen Kontinents, der sich südlich der Sahara befindet, wird als Schwarzafrika oder Subsahara-Afrika bezeichnet. Die Demokratische Republik Kongo ist mit ihren 2 345 410 km² der drittgrösste Staat Afrikas.

Vorwort,

das auch als Nachwort gelesen werden kann

Junior B. Manizao wurde in eine Zeit hineingeboren, in der Machtmissbrauch und Diktatur herrschten. Er kam in der heutigen Demokratischen Republik Kongo – dem einstigen Belgisch-Kongo, das zwischen 1971 und 1997 Republik Zaire hiess – zur Welt. Immenser Reichtum und enormer Überfluss ganz oben, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend ganz unten. Dazwischen nichts. Und das in einem Land, das über gewaltige Ressourcen verfügt. Die Geschichte des Kongo ist eine, wie sie nur Schwarzafrika schreiben kann: Im Gebiet des Kongobeckens bestanden mehrere Königreiche, als im Jahr 1482 eine portugiesische Expedition eintraf und es zum ersten Kontakt mit Europäern kam. Die Portugiesen trieben zu jener Zeit bereits regen Handel mit verschiedenen Gütern aus Afrika und verschleppten auch Sklaven.

Vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur sukzessiven Abschaffung der Sklaverei, Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden zwischen dreizehn und zwanzig Millionen Menschen aus ganz Afrika als Sklaven verschifft. Davon rund fünf Millionen von der Küste Kongos und Angolas aus. Ein ungeheurer Aderlass, der grosse Teile der Region sozial und wirtschaftlich verwüstete. Ab 1889 wurde der Kongo von

Belgien sukzessive kolonialisiert. Die Kolonialmacht begann mit dem Kupferabbau und machte ganze Dörfer dem Erdboden gleich, um Plantagen für die Kautschukgewinnung anzulegen. Elfenbein wurde in grossen Mengen nach Europa verschifft und für die Bevölkerung Zwangsarbeit verordnet. Diese schaffte man 1910 zwar offiziell ab, die Unterdrückung der schwarzen Menschen blieb aber trotzdem bestehen. Zwischen 1880 und 1920 halbierte sich die Bevölkerung Kongos von zwanzig Millionen Einwohnern auf zehn Millionen. Koloniale Gewaltverbrechen, Hunger, Entkräftung durch Überarbeitung und das Unterlassen medizinischer Hilfeleistung – es war billiger, die Arbeiter sterben zu lassen, als sie zu einem Arzt zu bringen – forderten ihren Tribut, und dies vor allem bei denen, die sowieso schon nichts hatten.

Gleichzeitig mauserte sich Belgien durch die Ausbeutung der kongolesischen Reichtümer aus Agrarwirtschaft und Bergbau (Kautschuk, Palmöl, Kaffee, Kupfer, Blei, Zink und Diamanten) zum Industriestaat, wurde reicher und reicher.

In den Fünfzigerjahren begann sich im Kongo der Widerstand gegen die Kolonialmacht zu organisieren. Nach jahrelangem Kampf erlangte Belgisch-Kongo am 30. Juni 1960 seine Unabhängigkeit. Die Belgier behielten zwar die militärische Führung und die Kontrolle über die kongolesische Zentralbank, zogen sich ansonsten aber überraschend schnell, um nicht zu sagen übereilt, zurück. Dies aus reiner Berechnung: Belgien hoffte, dass das Land ohne seine politische Führung blitzartig im Chaos enden und die ehemalige Kolonialmacht um Hilfe anflehen würde. Eine durchaus berechtigte Hoffnung, denn es war den Kongolesen 1960 fast unmöglich, die abgezogenen belgischen Beamten zu ersetzen. Wie denn auch? Gerade fünfzehn Kongo-

lesen besaßen damals einen Universitätsabschluss, und unter den 4500 höchsten Beamten des Staates befanden sich nur drei (!) Afrikaner. Ausserdem waren die Kongolesen kaum im Besitz von Kapital. Ende der Fünfzigerjahre verdienten die Einheimischen, die gut 99 Prozent der Bevölkerung ausmachten, nur gerade 55 Prozent der gesamten Lohnsumme des Landes.

Erster Ministerpräsident des unabhängigen Kongos wurde Patrice Lumumba. Er trat als entschiedener Verfechter der afrikanischen Freiheit und Würde hervor und widersprach dem belgischen König Baudouin dem Ersten, der am Fest zur Unabhängigkeit die «Errungenschaften» und «zivilisatorischen Verdienste» der Kolonialherrschaft belobigte, in einer flammenden Rede aufs Heftigste. «Wir haben», stellte er klar, «in den vergangenen achtzig Jahren kolonialer Unterdrückung Missachtung und Ausbeutung erfahren, zermürbende Arbeit kennen gelernt und diese für einen Lohn erbringen müssen, der es uns nicht gestattete, den Hunger zu vertreiben, uns zu kleiden, in anständigen Verhältnissen zu wohnen oder unsere Kinder als geliebte Wesen grosszuziehen.» Weiter meinte er: «Wir kennen Spott, Beleidigungen, Schläge, die morgens, mittags und nachts unablässig ausgeteilt wurden, weil wir Neger sind.» Am Ende seiner Rede versprach er: «Wir werden die Massaker nicht vergessen, in denen so viele umgekommen sind, und ebenso wenig die Zellen, in die jene geworfen wurden, die sich einem Regime der Unterdrückung und Ausbeutung nicht unterwerfen wollten.» Lumumba forderte ökonomische Unabhängigkeit, soziale Gerechtigkeit und politische Selbstbestimmung.

Patrice Lumumba wurde von Belgien und den USA bald schon als Kommunist verschrien, der das Land dem Einflussbereich der Sowjet-

union zuführen wolle. In der Zeit des Kalten Krieges ein harter Vorwurf, der dazu führte, dass Lumumba und sein Staatschef Joseph Kasavubu die von der Uno angeforderte Hilfe, das belgische Militär zu entmachten, nicht bekamen. Im Gegenteil! Auf Veranlassung der USA begann die Uno sogleich mit der Entwaffnung der kongolesischen Armee und erhob das UN-Oberkommando und die US-Botschaft zum eigentlichen Machtzentrum im Lande.

In dieser Situation verbündeten sich Kasavubu und Oberst Joseph-Désiré Mobutu – mit Hilfe Belgiens und Amerikas – gegen Lumumba. Im September 1960 übernahm die Armee unter Mobutu in einem mit den USA abgesprochenen Putsch die Macht. Kasavubu blieb offizielles Staatsoberhaupt, Patrice Lumumba wurde unter Hausarrest gestellt. Gute zwei Monate später gelang ihm die Flucht, er wurde kurz darauf aber festgenommen und am 17. Januar 1961 – mit Hilfe der CIA – aufs Grässlichste gefoltert und schliesslich getötet. Wie sehr die damaligen Machthaber und die ehemalige Kolonialmacht Belgien, die am Tod von Lumumba mitbeteiligt war, ihn auch nach seinem Tod noch fürchteten, zeigt die Tatsache, dass seinen Folterern befohlen wurde, jede physische Spur seiner Existenz auszulöschen. Sein Leichnam wurde zerstückelt, dann verbrannt und die Überreste schliesslich in Säure aufgelöst, um zu gewährleisten, dass seine Anhänger ihm keine Grabstätte errichten konnten. Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre meinte: «Seitdem Patrice Lumumba tot ist, hört er auf, eine Person zu sein. Er wird zu ganz Afrika.»

Schon einen Monat später, im Februar 1961, versuchte Mobutu erfolglos, sich an die Macht zu putschen, gut vier Jahre später, am 24. November 1965, gelang es ihm. Die Demokratie war beendet, und es begann eine mehr als drei Jahrzehnte währende Diktatur, die sich

als brutalste und korrupteste des nachkolonialen Afrikas erweisen sollte. Unterstützt, ja gar beschützt wurde Mobutu bis Ende der Achtzigerjahre von den USA und Frankreich, die daran interessiert waren, die immensen Bodenschätze, darunter auch Gold, Uran und Kobalt, für den Westen zu sichern.

1971 benannte Mobutu den Kongo kurzerhand in Republik Zaire um. Ein Jahr später verpasste er auch sich einen neuen Namen und nannte sich Sese Seko Nkuku wa za Banga. Grob übersetzt heisst das: «der allmächtige Krieger, der aufgrund seiner Ausdauer und seines Siegeswillens flammenden Schrittes von Sieg zu Sieg schreitet». Und er siegte tatsächlich. Sein Volk hingegen verlor. Mehr und mehr. Immer wieder versuchte es, sich gegen ihn aufzulehnen, hatte aber gegen das regimetreue Militär und die von Mobutu eingesetzten Söldnertruppen nicht den Hauch einer Chance. Die vollständige Kontrolle über die ausserordentlichen Rohstoffreichtümer des Landes, die Gelder für Entwicklungshilfe, die er in der Regel direkt auf eines seiner Konten verschwinden liess, und allerlei andere Verbrechen machten ihn zu einem sehr reichen Mann. 1984 verfügte der Despot, dessen Regierungsform auch als «Kleptokratie», als «Herrschaft der Plünderer», bezeichnet wurde, über ein Vermögen von schätzungsweise vier Milliarden Dollar. Investitionen in das eigene Land tätigte er keine. Die Produktivität der zairischen Wirtschaft sank kontinuierlich. Ende der Achtzigerjahre war der Staat wirtschaftlich vollständig heruntergekommen. Am Ende von Mobutus 32-jähriger Regentschaft waren achtzig Prozent des Volkes ohne Arbeit, siebzig Prozent waren Analphabeten, von 1000 Neugeborenen starben 230, und das Pro-Kopf-Einkommen war seit der Kolonialzeit sogar noch um 65 Prozent gesunken; staatliche Strukturen wie Gesundheitswesen und Schulen

waren fast vollständig zusammengebrochen. Wie viele Menschen Mobutu in dieser Zeit auf bestialische Weise hinrichten liess, ist nirgends belegt. Was belegt ist, ist die Tatsache, dass die Welt dem Grauen sehr lange zugeschaut hat.

Erst am 16. Mai 1997 wurde der schwer kranke und international endlich doch noch isolierte Mobutu, dessen Markenzeichen ein Leoparden-Hütchen war, von der Rebellenarmee «Allianz der Demokratischen Kräfte für die Befreiung des Kongo», die ohne grossen Widerstand bis in die Hauptstadt Kinshasa vordringen konnte, gestürzt. Schon knappe vier Monate später starb er im marokkanischen Exil an Prostatakrebs. Dass Mobutu in der Schweiz nicht nur Geld auf «neutralen» Konten lagerte, sondern sich auch Freunde geschaffen hatte, zeigt der Umstand, dass er sich nach einer Prostataoperation mit Bewilligung der Schweizer Behörden am Genfersee erholen konnte.

Einen Tag nach Mobutus Sturz ernannte sich der Vorsitzende der Rebellenarmee Laurent-Désiré Kabila zum neuen Präsidenten der «Demokratischen Republik Kongo». Zaire verschwand von der Landkarte. Doch Kabila, der bei seinem Einzug in Kinshasa als Retter und Befreier gefeiert worden war, blockierte bald schon den Demokratisierungsprozess im Land, und es begann ein blutiger Bürgerkrieg mit einer unübersichtlichen Vielzahl von in- und ausländischen Kriegsparteien, dem bis Anfang 2006 mehr als drei Millionen Menschen zum Opfer fielen, darunter viele Frauen und Kinder. Einer Analyse der Uno zufolge wird im Kongo auch heute noch um den Zugang zu Bodenschätzen gekämpft. Mit dem Verkauf von Diamanten, Gold, aber auch Uran oder Tropenholz werden Waffen finanziert. Geschäftspartner sind dabei vor allem Firmen mit Sitz in den Industrieländern. Im Januar 2001 wurde Kabila von einem seiner Leibwächter ermor-

det, worauf sein Sohn Joseph die Präsidentschaft übernahm, was allerdings nicht die geringste Änderung herbeiführte. Am 30. Juli 2006 gab es die ersten freien Wahlen seit mehr als vierzig Jahren. Sie fanden unter der Aufsicht von 47 000 einheimischen und 1500 internationalen Beobachtern statt, ferner waren 80 000 kongolesische Sicherheitskräfte, mehr als 17 000 UN-Soldaten sowie 2000 Soldaten aus der EU, darunter fast 800 aus Deutschland, dafür besorgt, dass die Wahl möglichst friedlich verlaufen konnte.

Mehr als drei Wochen dauerte es, bis klar war, dass keiner der zahlreichen Kandidaten das absolute Mehr erreicht hatte und es zu einer Stichwahl zwischen dem von Europa favorisierten Joseph Kabila und seinem Rivalen, dem früheren Rebellenführer Jean-Pierre Bemba, kommen muss. Sie soll Ende Oktober 2006 stattfinden. Die Hoffnung, dass diese endlich Demokratie und Frieden bringen wird, ist dabei ebenso gross wie die Angst, dass der Kampf um die Macht danach erneut entbrennen und der Wiederaufbau des Landes noch lange auf sich warten lassen könnte.

Ein Mann weint nicht

Als Junior Batumana Manizao am Donnerstag, dem 5. Juni 1980, in Kinshasa bei einer Hausgeburt das Licht der Welt erblickte, standen vor dem Geburtszimmer «Waganga», afrikanische Heiler. Nicht, dass das traditionellerweise so üblich gewesen wäre, aber in diesem Fall war es notwendig, denn – doch halt, bevor die Geschichte Juniors erzählt werden kann, ist es wichtig, den Vornamen Junior zu erklären. Er ist in den frankophonen Ländern Schwarzafrikas häufig anzutreffen, wird «Schünior» ausgesprochen und meint nicht das Kind des Seniors, sondern ist ein eigenständiger Vorname. Seinen zweiten Vornamen Batumana erhielt Junior, weil sein Vater seinem besten Freund Batumana die Ehre erweisen wollte. Leider sollte sich später herausstellen, dass Batumana dieser Ehre nicht würdig war, denn er stahl Juniors Vater Geld. Nicht viel, aber immerhin. Juniors Vater war so erbost darüber, dass er den zweiten Vornamen seines Sohnes flugs streichen lassen wollte, doch das ging, weil die Familie damals schon in der Schweiz lebte und er Junior unter beiden Vornamen angemeldet hatte, nicht so einfach. Rückblickend gesehen, war dies ein kleiner Segen, denn Jahre später – als Junior Schweizer Bürger wurde – akzeptierten die helvetischen Behörden den Vornamen Junior nicht, und ohne den zweiten wäre er wohl namenlos gewesen. Aber davon

später. Gehen wir zurück zum 5. Juni 1980 und den Waganga, deren Anwesenheit notwendig war, um die «Kondiki», die gefährlichen Kräfte, die in Schwarzafrika unter anderem für das Kindersterben verantwortlich gemacht werden, abzuwehren.

Junior war nämlich bereits das dritte Kind, das seine Mutter zur Welt brachte. Seine beiden älteren Schwestern Mireille und Blondine lebten damals nicht mehr. Beide waren nur knapp ein Jahr alt geworden. Woran die Mädchen gestorben waren, das weiss Junior nicht. Schuld wird wohl eine der vielen Krankheiten gewesen sein, die südlich der Sahara auch heute noch jedes sechste Kind vor Erreichen seines fünften Lebensjahres sterben lassen: Malaria, Typhus, Tuberkulose, Cholera. Unterernährung, auch eine häufige Todesursache, da ist sich Junior sicher, das war es nicht. Es ging seinen Eltern finanziell zwar nicht gut, aber zu essen hatten sie. Das dritte Kind sollte leben. Endlich. Deshalb begleiteten die Waganga die Schwangerschaft mit ihren Riten und Gebeten und überwachten schliesslich auch noch die Geburt. Sie leisteten gute Arbeit. Junior überstand die ersten zwölf Monate, seine Eltern atmeten auf.

Gilbert Tusevo Manizao und Astrid Biakunzu Kukanu hatten sich schon sehr jung kennen gelernt. Auf dem Schulweg. Astrid ging auf eine Mädchenschule und wurde später Sekretärin, Gilbert besuchte eine Knabenschule und wurde Professor für Mathematik. Zu heiraten war nicht einfach, denn die beiden kamen aus verschiedenen Stämmen und hätten – eigentlich – nie zusammenfinden dürfen. Der Stamm von Juniors Mutter war matriarchal geprägt, der seines Vaters patriarchal. So etwas konnte nicht gut gehen, das wussten alle. Astrid und Gilbert wollten das Gegenteil beweisen und aus Liebe heiraten. Nicht aus Zwang. Ein mutiger Schritt, denn sich über die Grenzen

eines Stammes hinwegzusetzen, ist heute nicht einfach und war es damals erst recht nicht.

Aber in jener Zeit war sowieso nichts einfach. Joseph-Désiré Mobutu, das Staatsoberhaupt des damaligen Zaire, blutete sein Land derart aus, dass Millionen nur die Flucht als Ausweg sahen. Unter ihnen war auch Juniors Vater, der sich 1982 dazu entschloss, seine Heimat zu verlassen, um in einer fremden Welt neue Wurzeln zu schlagen, damit er Frau und Kind nachkommen lassen konnte. Auf welchem Weg Juniors Vater flüchtete, woher er das Geld für die Flucht hatte, ob er sogar politisch verfolgt war oder nicht, das weiss Junior nicht. Und er kann seine Eltern auch nicht mehr danach fragen. Astrid, seine Mutter, starb, als er neun Jahre alt war. Gilbert, sein Vater, als er zwölf war.

Die für ihn wichtigste afrikanische Verwandte in Europa ist eine Schwester seiner Mutter. Junior nennt sie Tante Berthe. Wenn er heute Fragen hat, dann hat sie die Antworten dazu. Auch sie ist damals geflüchtet, auch sie – wie sein Vater – nach Paris. Junior weiss, dass es Dinge gibt, auf die sie ihm gerne antwortet, und andere, die sie lieber totschweigt. Dazu gehört die Flucht. Als er sie einmal darauf ansprach, meinte sie: «Es war alles unglaublich schwierig und illegal, deshalb will ich nicht darüber reden. Eines aber sollst du wissen, wir gingen, weil wir keine Angst mehr haben wollten, uns nach Freiheit sehnten und – das Wichtigste – weil wir unseren Kindern eine glücklichere Zukunft garantieren wollten.» Ihr Mann, ein im Kongo recht erfolgreicher Profiboxer, durfte in Paris zwar kämpfen, hatte aber das Pech, an einen schlechten Agenten zu geraten. Sein Traum, seine Karriere in Frankreich fortzusetzen, hat sich nicht erfüllt. Es kam zur Scheidung. Juniors Tante brachte ihre vier Kinder alleine durch.

Junior weiss, dass sein Vater, als er in Paris angekommen war, bei seinem Bruder, der in Frankreich bereits Asyl erhalten hatte, unterkam. «Von dort aus bereitete er unsere Flucht vor.» Ein paar Monate später war es so weit. An die Flucht und daran, wie es für ihn war, plötzlich in einem fremden Land, unter Weissen zu sein, daran erinnert sich Junior genauso wenig wie an die Geburt seines Bruders Arnaud, der in Frankreich zur Welt kam. Und wenn er sagt: «Wären wir in Afrika geblieben, würde ich heute nicht mehr leben», hat das nichts mit Erinnerung zu tun, sondern mit dem, was seine Tante ihm erzählen mochte. «Kaum wart ihr angekommen, bat mich Astrid, dich zu einem Arzt zu bringen. Du hattest Bauchschmerzen, die dich schon im Kongo geplagt hatten, sporadisch abgeklungen und dann wiedergekommen und zum Teil so intensiv gewesen waren, dass du Nächte lang durchgeschrien hattest. Einen Arzt im Kongo, falls sie denn einen gefunden hätte, wäre für deine Mutter damals unerschwinglich gewesen.» Der in Paris konsultierte Arzt diagnostizierte eine akute Blinddarmentzündung und brachte den Dreijährigen gleich eigenhändig ins Krankenhaus, wo er unverzüglich operiert wurde. Die schützenden Hände der Waganga wirkten offensichtlich noch immer.

Ein Jahr lang versuchten seine Eltern in Frankreich Asyl zu bekommen. Sie erhielten es nicht. Wie gross die Enttäuschung für sie gewesen sein musste, kann Junior nur erahnen. «Viele unserer Verwandten, väterlicher- und mütterlicherseits, lebten bereits in Paris. Nicht bei ihnen bleiben zu dürfen, weiterreisen zu müssen, war sicher eine herbe Enttäuschung. Meinen Eltern wurde die französischsprachige Schweiz empfohlen.» Den Grund dafür, dass Frankreich die Asylvergabe restriktiver zu handhaben begann, erklärt sich Junior